

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1993-1994)
Heft: 47

Artikel: Subjektiv durchs Objektiv : drei Fotografinnen in Zürich
Autor: Doetzkies, Maya
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Subjektiv durchs Objektiv

Drei Fotografinnen in Zürich

Von Maya Doetzki*

Drei Fotografinnen in Zürich, drei verschiedene Arbeitsbiographien, drei unterschiedliche Tätigkeiten – und trotzdem fallen als erstes die Gemeinsamkeiten auf: Für alle drei ist Fotografie mehr als ein Beruf, nämlich Berufung, «Leidenschaft», «Hingabe» und «Herzblut», wie sie es selber nennen. Ein Gespräch mit Sabine Wunderlin, Doris Fanconi und Olivia Heussler.

Manchmal kommt sich Sabine Wunderlin vor wie der grosse Zampanò. Sie muss ihr Opfer umschmeicheln, provozieren und verführen, bis es sich vor die Kamera locken lässt. «Eine gute Fotografin ist die beste Verführerin», sagt sie. Sabine umwirbt gern. Sie hat Verständnis für diese seltsame Scheu mancher Menschen vor der Kamera, die Mundwinkel erstarren lässt, wo sie doch locker und natürlich bleiben sollten. «Fotografieren ist ein Eingriff per se, und dann noch mit diesem phallisch blöden Ding», sagt sie. Andererseits hat sie einen Job zu tun. Und sie weiss aus langer Erfahrung, dass ihre Bilder den Porträtierten schliesslich doch Freude bereiten.

Porträts, sagt Sabine, macht sie am liebsten – und am häufigsten. Sie ist grundsätzlich neugierig, gespannt auf Menschen und offen für Begegnungen. «In meinem Werkzeugkoffer bringe ich neben der Kamera viel Zuneigung mit», sagt sie. Und das gilt sowohl für «Menschen, die das Sagen haben», wie eine Sonntagsblick-Serie heisst, als auch für die sogenannte kleine Frau auf der Strasse, die einmal für einen Augenblick aus der Masse hervortritt, weil sie zum Beispiel eine Million im Lotto gewonnen

hat. Werden Frauen anders fotografiert als Männer? «Quatsch», sagt Sabine. Und gibt es eine weibliche Ästhetik in der Fotografie? «Neiiiiin!!!», ruft Sabine

(und rufen auch Doris Fanconi und Olivia Heussler). Lassen wir das! Im Foto-Journalismus arbeitet man vor allem nach einem Grundsatz: ob Frau, ob

Mann, eine gute Geschichte muss es sein.

Als Fotografin hat Sabine immer beim Sonntagsblick gearbeitet. «D'Wunderli», beginnt sie ihre Arbeitsbiographie, ist im Fricktal aufgewachsen. Matura am Mädchengymnasium in Basel, Primarlehrerinnen-Ausbildung, zwei Jahre im Fricktal unterrichtet, dann ging sie nach Amerika, reiste herum, sah viel, knipste wenig. Zurück in der Schweiz lernte sie im Welschland Französisch, war aber bereits auf



Foto: Sabine Wunderlin

Wir üben den Atomkrieg. Frauen-RS. Kloten 1982

SABINE WUNDERLIN
SONNTAGSBlick

der Suche, ohne zu wissen, dass sie suchte. Irgendwo hörte sie von einer Fotografinnen-Ausbildung; auf einer Jura-Weide soll sie sich dann entschieden haben: «Genau das will ich.» 1980 bis 1984 besuchte sie die Fotoklasse an der Schule für Gestaltung in Zürich, erhielt, kaum war die Ausbildung beendet, sofort ein Engagement beim Sonntagsblick. Dort ist sie bis heute geblieben. Beim Sobli arbeiten in der Fotoredaktion neben ihr noch zwei Fotografen. Sie ist Allrounderin, macht ausser Sport alle Themen, am Wochenende auch die Aktualitäten. Laborarbeit fällt weg, sie fotografiert, liefert die Filme ab, trifft dann eine Vorauswahl: «Ein guter Job», sagt sie.

Sabine hat Fotografie nie als Mittel zur individuellen Selbstverwirklichung verstanden, sondern immer als Mittel zum Zweck. Die Kamera als Verbündete, zum Beispiel im Kampf gegen die Zerstörung: Noch während ihrer Ausbildung hatte Sabine im Fricktal eine schändliche Landschaftsveränderung festgehalten: blühende Kirschbäume im Saft wurden für den Autobahnbau wegrasiert. «Ich hatte eine ohnmächtige Wut über diese Zerstörung. Meine Fotos waren meine Möglichkeit, mich zu wehren. Ich habe die Veränderung festgehalten, diesen schleichenden Prozess, der so schnell vergessen geht.» Diese Fotos wurden im Sonntagsblick veröffentlicht, füllten acht Seiten. Das hat, davon ist sie überzeugt, die Leute aufgerüttelt. Und es bestimmte auch ihren beruflichen Werdegang: «Meine Arbeit sollte einen praktischen Nutzen haben. Ich will angewandt arbeiten, Vergleichbarkeiten optisch festnageln.» Vorher – nachher, das gibt es bei Landschaften, das gibt es auch bei Gesichtern. Wenn Sabine kann, geht sie nach Jahren an den Schauplatz zurück, dokumentiert erneut: eine Lesben-Gruppe damals und heute. Sie hat auch eine Lesben-Ausstellung konzipiert und organisiert.

Die Fotografie als Botschaft. Sabine will, dass die Betrachterin bei ihren Fotos innehält. Sie betroffen machen (und benutzt dieses verpönte Wort ganz ohne Pathos). Ein gutes Bild muss Informationen haben, Ambiente, Ausstrahlung, und es muss für sich selber sprechen. Dass alles zusammenspielt, ist schon fast schicksalhaft. «Ikonen», nennt Sabine solche Fotos, über die man nicht einfach hinwegsetzt. Iko-

nen sind kostbar. Aber die schnelle Medienwelt setzt Grenzen. Spektakulär soll das Bild sein, weil es sich die Leserschaft so gewohnt ist, aber spektakulär ist der Alltag halt oft nicht. Dann muss zugespitzt, ein Bild kombiniert (und komponiert) werden. Das setzt sie unter Stress: «Wenn augenfällige Begebenheiten offensichtlich nicht vorhanden sind, muss ich meine Regie-Fähigkeiten einsetzen, dem übergeordneten Ziel zuliebe: nämlich ein gutes Bild zu erhalten.» Fotografie als Manipulation? «Alles ist Manipulation», sagt Sabine gelassen, «aber ich mache keine Rachebilder, auch wenn mir jemand unsympathisch ist.» Die Boulevardpresse will nah ran, will Authentizität suggerieren. Macht es ihr etwas aus, immer zuvorderst zu stehen, immer im Wege und immer ein bisschen wichtig, denken die dahinter, immer den Gottesdienst zu stören mit ihrem Klicken? «Doch, das macht mir etwas aus», gibt sie zu, «aber das ist auch ambivalent: Ich muss mich zwar überwinden, aber wenn das Resultat gut wird, ist es auch ein Genuss. Das hängt wirklich ganz vom Resultat ab.»

To make pictures or to take pictures – das sind die beiden Pole, denen FotografInnen zugeordnet werden. Sabine tendiert heute eher zu letzterem, sagt sie. Sie sei Ausführende, Auftragnehmerin und sei es gern. Denn eines ist für sie all die Jahre geblieben: «Fotografie ist Hingabe», sagt sie.

DORIS FANCONI TAGES-ANZEIGER

Bevor sie mit der Kamera loszieht, hat sie sich über ihr Objekt informiert und so viel wie möglich über Grund und Hintergrund der Geschichte erfahren. «Das macht mich sicherer», sagt Doris Fanconi. Sicherer, aber nicht voreingenommen. Sie geht offen an eine Situation heran, lässt die Sache vorzugsweise auf sich wirken, redet zuerst mit der Person, die sie zu fotografieren hat, nähert sich an. Erst dann packt sie den Fotoapparat aus. Es ist auch schon vorgekommen, dass sie einen ganzen Tag verplaudert hat und zum Fotografieren nochmals extra anreisen musste – beides allerdings in ihrer Freizeit. So geschehen bei Rudolf Olgiati, dem Bündner Architekten, einem Quergänger und Dickkopf, den Doris für das Magazin porträtierte und dessen Unbeugsamkeit sie faszinierte.

Sich viel Zeit zu nehmen ist ein Luxus bei der Tagespresse – aber nicht untypisch für Doris. Sie ist keine Knips-und-hopp-Fotografin, sie kniet sich rein, und sie lässt sich ein. «Fotografieren kann mich mitreissen und wegtragen», sagt sie. Am lieb-

sten fotografiert sie den Alltag, und zwar ohne Exotik und Effekthascherei; sie durchstreift ihre und unsere ureigenste Umgebung, dokumentiert in der ihr eigenwilligen, unverkennbaren Bildsprache. Ihre Bilder schwingen, man kann auf ihnen spazieren gehen, die Betrachterin erfasst nicht alles auf den ersten Blick, es gelüstet zum Verweilen, zum Sinnieren. Ihr Ehrgeiz: auch eine banale Aufgabe gut umzusetzen.

Der Tagesjournalismus war schon immer Doris' Metier. Bevor sie Fotografin wurde, arbeitete sie als Journalistin bei einem Lokalblatt im Kanton Aargau. Fotografieren hat sie sich selber beigebracht. 1986/87 beteiligte sie sich, eher zufällig, wie sie erzählt, in der «Gruppe für autodidaktische Fotografie» (GAF), ohne zu wissen, worauf das hinauslaufen würde. In dieser Zeit wurde ihr das Fotografieren zur Leidenschaft. Das blieb, auch als sie zum Tages-Anzeiger gewechselt hatte, ein Volontariat durchlief und dann fest angestellt wurde. «Glückliche Umstände», sagt Doris, «ich mag den Journalismus, den Reiz der Unmittelbarkeit, den



Arbeitsplatz in der Giesserei Foto: Doris Fanconi

schnellen Moment und die Aktualität. Dafür habe ich kein Flair für Studioarbeit.»

Beim Tages-Anzeiger arbeiten sechs Fotografen, sie ist die einzige Fotografin. Ein Verhältnis, das sie nicht ungewöhnlich findet, sondern nur erstaunlich. Fotografie, sagt Doris, komme Frauen eigentlich sehr entgegen. Es gebe kaum Ellbögeleien, die Konkurrenz sei nicht unerträglich, man helfe sich und kenne sich in der Szene. Nur müsse man halt oft direkt auf etwas zugehen, manchmal auch zuvorderst stehen, vielleicht schrecke das die Frauen ab. Ihr selber macht das nichts aus. «Das gehört nun mal zu meiner Arbeit», ist ihr Standpunkt.

Und doch. Doris kriegt oft die heiklen Aufträge in der Redaktion, die Einfühlungsvermögen verlangen. Als eine Illustration zu einem Artikel über Herzchirurgie gebraucht wurde, musste Doris ran. Sie fotografierte im Krankenzimmer, der Patient lag bewusstlos, angeschlossen an Schläuche und Apparaturen. «Und dann stehst du vor dem Bett und sollst fotografieren. Und du denkst, vielleicht stirbt dieser arme Mensch gerade jetzt, während ich abdrücke. Das ist eine absurde Situation.» In solchen Augenblicken versucht sie, Abstand zu halten, sich vom Moment nicht überwältigen zu lassen.

Aber manches kratzt doch unter der Haut. Drogenelend am Letten zum Beispiel. «Dort herumzulaufen und das Elend zu sehen, tut mir weh. Ich versuche dann, das im Bild rüberzubringen. In der vagen Hoffnung, dass es aufrüttelt. Ich kann nicht einfach einfahren, abdrücken und wieder gehen, da käme ich mir blöd vor.» Solchen Konflikten kann man im Zeitungsalltag nicht ausweichen, man kann höchstens Grenzen ziehen: «Fotografie ist immer Voyeurismus, aber wo Grauen oder Schrecken unter dem Deckmantel der Dokumentation sensationslüstern gezeigt werden, hört es bei mir auf.»

In der Redaktion geniesst sie, wie die andern Fotografen auch, ihre Freiräume. In der

Regel erhält sie Foto-Aufträge, sie kann aber auch selber Vorschläge für Bild-Reportagen und Geschichten machen. Belastend empfindet sie ab und an den häufigen Milieu-Wechsel an Tagen mit mehreren Aufträgen; und wie viele Journalistinnen sehnt sie sich manchmal nach der sogenannten «grossen Reportage», an der man Tage und Wochen dranbleiben kann. Wie letztes Jahr in Baden. Damals war Doris auf dem Rückweg von irgendwoher und kam zufällig an einer Giesserei vorbei, die sich mitten in der Stadt befindet. Seltsam, dachte sie, und trat neugierig ein. Sie sprach mit den Leuten, wurde immer interessierter, fragte schliesslich, ob sie wiederkommen und fotografieren dürfe. Die Fabrikarbeiter werden wohl zuerst gelacht und abgewunken haben, man kennt das: Je lieber jemand auf ein Bild will, desto heftiger wehrt er sich dagegen. Doris kam wieder, kam zwei, drei Monate lang in ihrer Freizeit, beobachtete die Männer bei der Arbeit, am Hochofen, beim Znüni, vor dem Feierabend, hörte zu, sah hin. Gebrechen und Fröhlichkeit, Knochenarbeit und Gewohnheit, sie wollte das ganze Spektrum zeigen. Nur keine Klischees, nur keine Stereotypen, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. «Ich habe nicht nach einem stumpfen Fabrikarbeitergesicht gesucht», sagt sie. Vertrauen gegen Vertrauen. Ihre Fotos wurden in diesem Frühjahr an einer wunderschönen Ausstellung in der Schule für Erwachsenenbildung gezeigt.

«Fotografieren kommt aus der Seele», sagt Doris, «das ist eine Herzensangelegenheit».

OLIVIA HEUSSLER FREIE FOTOGRAFIN

Wir sitzen an Olivia Heusslers Küchentisch und reden über Fotografie. Über ihre Fotografie. Fragen nach einer weiblichen Ästhetik, nach dem weiblichen Element in der Fotografie und dem unterschiedlichen Blick von Mann und Frau haben wir schnell beiseite gelegt. Sie langweilen Olivia und treffen niemals den Kern ihrer Bilder. Irgendwo in dieser Wohnung ist ihr Fotoarchiv, sind ihre Fotos aufbewahrt, die wir aus Zeitungen und Zeitschriften, von Ausstellungen und aus Büchern kennen. Bilder, die man mit Worten nur schwer zu fassen kriegt. Auf den Bildern sind Elend und Schönheit ganz nah beisammen, schliesst Kraft Verzweiflung nicht aus, nur darf man das nicht schreiben, weil es sozialkitschig tönt, Elend aber nie, niemals romantisch ist. Während die Sprache unpräzise bleibt, treffen Olivias Bilder das Leben.

Die Fotos liegen nicht vor uns, wir haben sie im Kopf. Strukturen, Landschaften, Menschen und Gesichter, immer wieder Gesichter. Frauen, Soldatinnen, Mütter, Kinder, das ganze Antlitz der Menschheit. Manche leben nur noch in ihrem Archiv, sind schon tot, ermordet, krepieren. «Mein Archiv belastet mich sehr», sagt Olivia.

Sie hat viel im Ausland fotografiert, in Nicaragua und Rumänien, Kurdistan und anderswo, aber angefangen hat sie auf Zürichs Strassen während der Jugendbewegung. Hier wie dort war sie Zeugin und Chronistin, hat den Alltag mit den Menschen gelebt, hat viel gesehen, vielleicht mehr, als für einen einzelnen Menschen gut ist. Heute ist für Olivia das Hinschauen oft schmerzhaft. Sie sieht mehr als andere mit ihrem trainierten, genauen Blick. «Fotografieren ist Augen-Schaffen», sagt sie. Für sie ist die Kamera kein Ventil und keine Verarbeitungsmög-

lichkeit. Die Technik kann im Moment zwar etwas Distanz schaffen, aber nachher ist sie den Bildern ausgeliefert. «Überall steckt auch etwas von der Geschichte drin, die ich mit mir herumschleppe.» Warum fotografiert sie denn noch? Weil da diese Hoffnung ist, mit den Fotos etwas auszulösen und zu einer lebenswerteren Umwelt beizutragen. «Fotografie ist ein Mittel zur Bewegung», sagt Olivia.

Die Macht der Bilder ist ihr schon lange bekannt. Olivia ist mit Bildern gross geworden. Ihre Grosseltern – Alice Guggenheim und Ernst Georg Heussler – waren Kunstmalerrinnen, «und das hat bis zu mir durchgefärbt», erzählt sie. In Artikeln über Olivia wird gern kolportiert, wie sie schon als Kind während Krankheiten Fotobücher zum Anschauen erhielt. Ihre Eltern drängten sie aber später dazu, zuerst einen «Beruf mit Hand und Fuss» (Olivia) zu erlernen. Sie wurde Arztgehilfin, eine Ausbildung, die ihr heute zustatten kommt: Bürokenntnisse, Umgang mit Menschen, Sorgfalt einer Arbeit im Labor kann sie gebrauchen. Mit 20 Jahren geht sie auf eine lange Reise durch die USA, Mexiko, El Salvador, und als sie – auf einem Bananenfrachter – nach Europa zurückfährt, wird es für sie klar: fotografieren muss es sein. Sie bringt sich zunächst alles selber bei, arbeitet teilszeitig für die Bildagentur Keystone, hat schon 1979 ihre erste Ausstellung – im Frauenbuchladen Zürich. Ihre Fotos der Zürcher Jugend-Bewegung machen sie bekannt. Als sie Mitte der achtziger Jahre aus Zentralamerika, wo sie drei Jahre lebt, Foto-Reportagen in die Schweiz schickt und hier ausstellt, wird sie auch anerkannt. Ihre Arbeitsthese: «Aufzeigen und keine reine Kunst machen, eine Mischung zwi-

schen lebendiger Dokumentation und humorvollem Formalismus erreichen.»

Als Olivia zurück in die Schweiz kommt, wird sie, 30 Jahre alt und mit zehn Jahren Foto-Erfahrung, Gaststudentin in der Fotoklasse an der Schule für Gestaltung. Sie erhält Stipendien von Stadt und Kanton Zürich, bestückt viele Ausstellungen. Mehr als zwanzig hat sie bis heute gestaltet, verschiedene Sammlungen haben Bilder von ihr gekauft, aber leben kann sie davon nicht. Ihr Brot verdient sie mit den Medien, die ihre Fotos publizieren, von der Weltwoche bis zum Hochparterre und Nikon News. Olivia bietet selten selber etwas an, Olivia wird angefragt – von der Libération bis zum «Spiegel», von der NZZ bis zu Solidaritätsschriften.

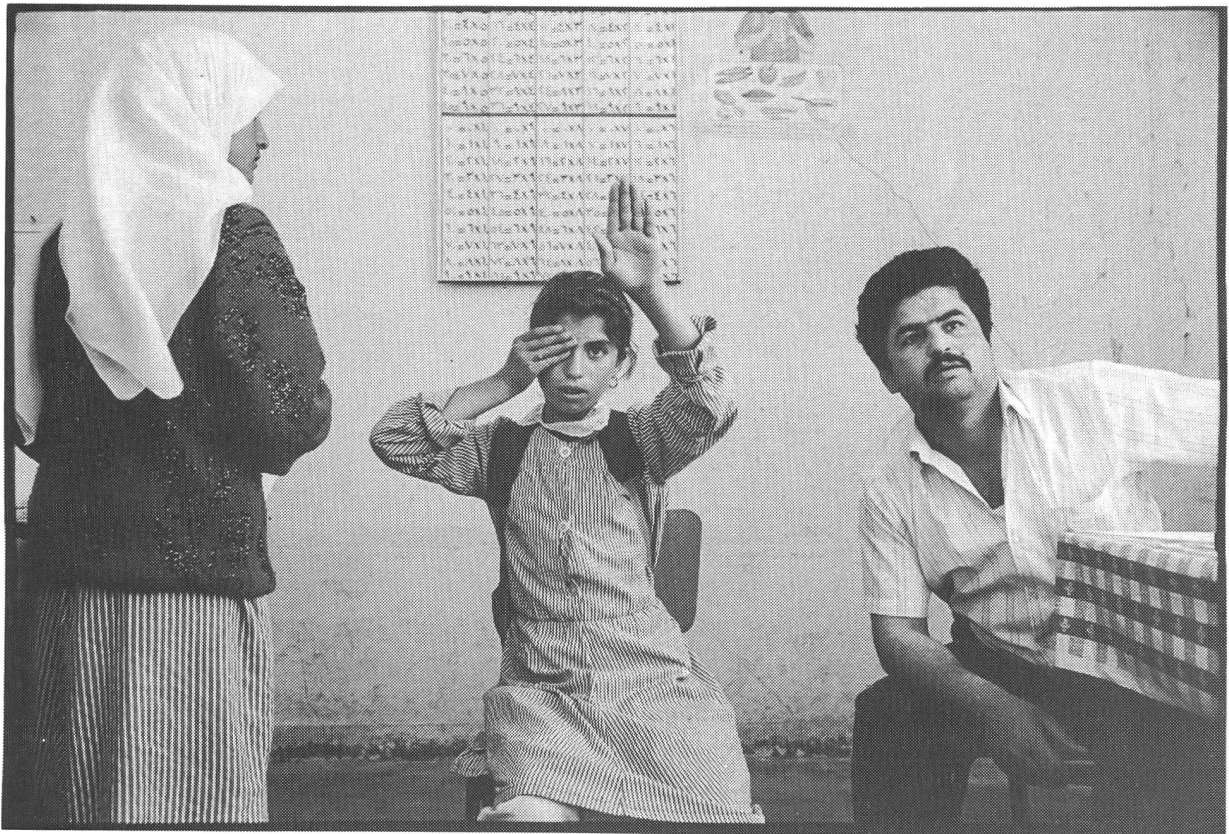
Früher, sagt sie, habe sie viele Themen aufgegriffen, heute

konzentriere sie sich auf das, was sie am meisten interessiert: Menschen und Natur, soziale, politische und religiöse Bewegungen. «Da steckt mein Herzblut drin», sagt sie. In Nicaragua hatte sie einen Fotoroman für Frauen gestaltet, der den Frauen praktische Anweisungen für den Arbeitsplatz und fürs Leben gibt. «Jenseits von Jerusalem» heisst ihr neuestes Buch, das soeben erschienen ist (Benteli-Verlag). Trotz Konzentration immer noch ein breites Spektrum, durch das sich wie ein roter Faden eines zieht: die Menschen. Geknechtete, unterdrückte, kraftvolle, stolze. «Ich stehe auf Fotos, die lustig sind, geschrieben mit Bindestrich», sagt sie. Kraft sollen die Bilder zeigen, Lebensfreude ausdrücken, trotz und gerade wegen des Elends. Auf ihren Reisen hat sie gesehen, wie dem Leben von immer mehr Menschen immer weniger Wert zugemessen wird. Mit ihren Fotos rennt

sie gegen unhaltbare Zustände an. Es ist, als wollte sie einen Strom aufhalten.

Bevor Olivia auf eine Reise geht, meistens zusammen mit Bekannten, recherchiert sie gründlich. Liest viel, ist informiert, kann in die Tiefe gehen. Sie hat eine bestimmte Vorstellung, wie ihre Fotografien aussehen sollen. Was sie dann in der Dunkelkammer entwickelt, kann allerdings sehr anders sein. «Meine Arbeit ist ein Kampf», sagt sie, ein Kampf, der ihr immer schwerer fällt. Denn da ist das Archiv, das wächst und belastet. Aber wegsehen und die Kamera weglegen kann sie nicht – vorläufig noch.

**Maya Doetzki lebt und arbeitet als freie Journalistin in Zürich.*



In der UNRWA-Schule in Jiftlik, Westjordanland Foto: Olivia Heussler